

Unverkäufliche Leseprobe



Ulrich Herbert
Geschichte Deutschlands im 20.
Jahrhundert

1451 Seiten. In Leinen
C.H.BECK ISBN 978-3-406-66051-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13106909>

Einleitung

Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts ist in zwei Epochen geteilt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Die erste Hälfte war von Kriegen und Katastrophen gekennzeichnet, wie sie die Welt nie zuvor gesehen hatte. In ihrem Mittelpunkt stand Deutschland, mit dessen Namen seither die furchtbarsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte verbunden sind. Die zweite Hälfte führte schließlich zu politischer Stabilität, zu Freiheit und Wohlstand, wie sie nach 1945 völlig unerreichbar schienen. Die Beschäftigung mit dem Problem, wie sich erste und zweite Hälfte des Jahrhunderts in Deutschland historisch zueinander verhalten, bildet den einen Argumentationsbogen dieses Buches. Wenn man für diese Epochenteilung ein symbolisches Datum nennen sollte, dann vielleicht den Sommer 1942, als mit dem Beginn der Aktion Reinhard die systematische Ermordung nahezu aller polnischen Juden begann und zugleich die Massendeportationen der Juden aus Westeuropa nach Auschwitz in Gang gesetzt wurden. Wie die Entwicklung in Deutschland von der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte des Landes um die Jahrhundertwende zu diesem Tiefpunkt führen konnte, ist die eine Frage. Wie die Deutschen in den folgenden sechzig Jahren aus dieser Apokalypse herausfanden, die zweite.

Gleichwohl, die Menschen wussten fünfzehn oder zwanzig Jahre zuvor nicht, was im Sommer 1942 geschehen würde, sie konnten es nicht einmal ahnen. Das gilt sogar für die Antisemiten und die zu dieser Zeit noch ziemlich wenigen Nationalsozialisten. Das begrenzt die Frage, «wie es dazu kommen konnte», und verweist auf die Offenheit des Geschehens, auf die Alternativen und die zahlreichen Nebenwege und Seitengassen der Geschichte. Noch im Juni 1914 war der Erste Weltkrieg abwendbar. Bei den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928

erzielten die Nationalsozialisten ganze 2,6 Prozent der Stimmen. Noch im Herbst 1939 war das Schicksal der europäischen Juden ungewiss. Wer nur nach der Vorgeschichte der Probleme der Gegenwart oder der zeitlich je unterschiedlichen Gegenwarten fragt, folgt einer verborgenen Teleologie und blendet jene Entwicklungen aus, die abgebrochen wurden, die scheiterten oder im Sande verliefen.

Eine Zwangsläufigkeit enthält die Entwicklung zwischen der Jahrhundertwende und der Apokalypse des Massenmords nicht, obwohl die Kräfte, die dahin drängten, deutlich auszumachen sind. Aber ebenso wenig war nach 1945 der Wiederaufstieg zunächst des westlichen, dann des ganzen Deutschlands zu Freiheit und Wohlstand zwangsläufig. Dass ein wirtschaftlicher Aufschwung folgen konnte, war angesichts der industriellen Potentiale immerhin nicht ausgeschlossen, obwohl angesichts der Zerstörungen bei Kriegsende nur wenige daran glaubten. Aber dass es noch einmal gelingen konnte, in diesem Volk und seiner Führung den Sinn für Demokratie, Rechtsstaat und Menschenwürde zu wecken, und diese auch dauerhaft umzusetzen, schien doch nahezu ausgeschlossen. Die langsame Verwandlung von einer nationalsozialistisch geprägten in eine zunehmend westlich-liberale Gesellschaft, wie wir sie in der Bundesrepublik verfolgen können, ist eine der bemerkenswertesten Entwicklungen in diesem Jahrhundert, und zwar umso mehr, je klarer das tatsächliche Ausmaß der Belastung durch die personellen und mentalen Hinterlassenschaften der NS-Diktatur vor Augen tritt.

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts war wiederum geteilt, wenngleich auf andere Weise, mit der Folge, dass die Menschen im östlichen Teil Deutschlands erst am Ende des Jahrhunderts Gelegenheit bekamen, an der Freiheit und dem Wohlstand der Westdeutschen teilzuhaben. Den Menschen im Westen erging es nach 1945 viel besser als jenen im Osten, wenngleich nicht aus eigenem Verdienst, sondern durch die Launen des Schicksals und der Besatzungsmächte; und bald schien es, als hätten die Deutschen im Osten die Folgen des Krieges alleine zu tragen. Dabei war die Geschichte der DDR nicht weniger, sondern eher noch stärker auf das Jahr 1945 bezogen als jene der Bundesrepublik – als Produkt der Besatzungspolitik der sowjetischen Siegermacht, aber auch als Reaktion der deutschen Kommunisten auf Faschismus und Krieg. Die hier vorliegende Darstellung ist von einer vergleichenden Geschichte der beiden deutschen Staaten weit entfernt.

Aber es ist ganz unvermeidlich, dass die Bezüge, Verflechtungen, Antagonismen beider Staaten hier ebenso eine Rolle spielen wie Unterschiede und Ähnlichkeiten.

Dieser erste Argumentationsbogen, dem dieses Buch folgt, besitzt ohne Zweifel eine exklusiv deutsche Signatur. Die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert unterscheidet sich von der Geschichte aller anderen Länder, und sie geht nicht in der europäischen Geschichte auf. Sie ist gleichwohl *auch* eine europäische Geschichte, und daher steht der zweite Argumentationsbogen dieses Buches zu dem ersten in Widerspruch, weil er die Zäsur des Jahres 1945 überwölbt.

Er bezieht sich auf die Durchsetzung der Industriegesellschaft in den beiden Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg und die Auswirkungen dieser fundamentalen Umwälzung auf die Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und namentlich auf die Politik in Deutschland im 20. Jahrhundert. Anders als in den Jahrzehnten zuvor waren die der Industrialisierung innewohnenden Tendenzen seit der Jahrhundertwende nämlich nicht mehr auf spezifische Gruppen und wenige Regionen begrenzt, sondern verwandelten das Leben nahezu *aller* Menschen – und zwar innerhalb einer Generationenspanne und so grundlegend wie nie zuvor in der Geschichte.

Intensität und Dynamik dieser Veränderungen stellten die Zeitgenossen vor außerordentliche Herausforderungen. Die in den Folgejahrzehnten festzustellenden politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bewegungen, die mit großer Radikalität auftraten, sind vor allem als Versuche der Reaktion, der Antwort auf diese Herausforderungen zu verstehen, die zum einen als nie gekannter Fortschritt, zugleich aber als tiefe, existentielle Krise der bürgerlichen Gesellschaft empfunden wurden. Die Suche nach einem Ordnungsmodell von Politik und Gesellschaft, das auf diese rasenden Veränderungen reagierte und sowohl Sicherheit wie Dynamik versprach, Gleichheit wie Wachstum, prägte die folgenden Jahrzehnte.

Dabei verlor das liberalkapitalistische Ordnungsmodell in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, der Inflation und besonders nach der Weltwirtschaftskrise an Legitimität und Überzeugungskraft und sah sich der Konkurrenz der radikalen Alternativen von links und rechts gegenüber, die gegen Pluralität und Diversität das Prinzip der Einheit und der Dichotomien setzten, in den Kategorien der Klasse oder der Rasse. Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts kann in

weiten Teilen als eine Geschichte dieser Konkurrenz verstanden werden. Dabei verkörperten Nationalsozialismus und Kommunismus keine «antimodernen» Gesellschaftsformationen, sondern andere Entwürfe zur Ordnung der modernen Welt, in der der liberale Dreiklang aus freier Wirtschaft, offener Gesellschaft und wertbezogenem Universalismus auf je spezifische Weise durchbrochen wurde. Beide sind zu verstehen als komprimierte Antworten auf die seit der Jahrhundertwende sich vollziehende Wandlungsdynamik, radikalisiert durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und durch die Auseinandersetzungen mit den je konkurrierenden Ordnungsentwürfen.

Durch den Sieg und die überlegene militärische und wirtschaftliche Kraft des Westens, vor allem der USA, wurden die Prinzipien des liberalen, demokratischen Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg wieder reaktiviert und entfaltet in Deutschland wie in ganz Europa nach dem Kriege eine Anziehungskraft, wie man sie in den dreißiger Jahren nicht mehr für möglich gehalten hatte. Aber erst als sich in den 1950er Jahren freie Marktwirtschaft und liberales System als stabil und erfolgreich erwiesen, setzte sich die liberale Option tatsächlich durch – als «Soziale Marktwirtschaft» deutlich in Konkurrenz zu der Konzeption des sowjetischen Sozialismus in der DDR und eingebunden in die globale Konfrontation des Kalten Krieges.

Hier bildete sich in Westdeutschland wie in den meisten anderen westeuropäischen Gesellschaften sukzessive ein Modell heraus, das Kapitalismus und Sozialstaat integrierte, liberale Ideen mit immer weiter reichenden Planungskonzepten verband und nationalstaatliche Orientierungen mit der Einbindung in die europäische Integration verband – verstanden als eine Geschichte des Fortschritts, der Eindeutigkeit und der Kohärenz und nach wie vor orientiert auf die Herausforderungen der Industriegesellschaft, wie sie sich im späten 19. Jahrhundert herausgebildet hatte. Ihren Höhepunkt erlebte die klassische Industriegesellschaft in den 1960er Jahren, danach begann sie an Prägekraft zunehmend zu verlieren. Die bis dahin unangefochtene Stellung von Schwerindustrie und industrieller Massenarbeit geriet ins Rutschen, und das Modell des industriellen Fortschritts geriet an seine Grenzen – sowohl im Westen, wo die Bergwerke, Stahlunternehmen und Schiffswerften geschlossen wurden, als auch in der DDR und den anderen Ländern des sowjetischen Imperiums, die in ihrer politischen und gesellschaftlichen Ordnung vollständig auf Schwerindustrie und

Massenarbeit orientiert waren und mit der Erosion der klassischen Industriegesellschaft zusammenbrachen. Der liberale Kapitalismus des Westens erwies sich als flexibler und passte sich seit den 1970er Jahren den neuen Bedingungen der nach-schwerindustriellen Zeit an. Hier bildeten sich seither in einem schmerzhaften Transformationsprozess die Ansätze zu einer neuen Formation heraus, die durch Dienstleistungen, die Globalisierung der Wirtschaft und die Rückkehr marktradikaler Modelle gekennzeichnet ist – mit weitgehend unbekanntem Ausgang.

Dieser zweite Argumentationsbogen ermöglicht es, die politisch so vielfach zerfurchten Jahre zwischen 1890 und 1990, die wir als «Hochmoderne» bezeichnen, als historische Einheit zu verstehen und die sehr unterschiedlichen Einzelentwicklungen in der Wirtschaft und der Politik, der Gesellschaft und der Kultur aufeinander zu beziehen. Dabei werden auch die Verbindungen zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entzifferbar, ohne dass die beiden Weltkriege, die NS-Diktatur, das DDR-Regime oder der Triumph des sozial erneuerten, demokratischen Kapitalismus darin aufgingen.

Schon diese kurze Skizze macht deutlich, dass es sich hierbei um transnationale Prozesse handelt; insofern ist die Konzentration auf die Geschichte Deutschlands durchaus begründungspflichtig. Noch bis vor wenigen Jahren war das anders, weil sich das Interesse der Öffentlichkeit ebenso wie der Zeithistoriker in diesem Land nachgerade selbstverständlich auf die deutsche Zeitgeschichte richtete. Die Abfolge von Kaiserreich, Erstem Weltkrieg, Revolution, Weimarer Demokratie, NS-Diktatur, Zweitem Weltkrieg, Holocaust, schließlich deutscher Teilung und Wiedervereinigung enthielt eine solche Fülle dramatischer Großereignisse mit derart weitreichenden Folgen (und ungeklärten Zusammenhängen), dass mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts in der Regel die deutsche Geschichte gemeint war. Zweifellos ist das europäische Jahrhundert ohne detaillierte Kenntnis der deutschen Geschichte nicht zu verstehen. Und auch wenn man allen historisch-politischen Identitätskonstruktionen mit großem Misstrauen begegnet, noch dazu wenn sie von der Fiktion natürlicher Einheiten ausgehen, bleibt die lebensweltliche und kulturelle Verbindung zu dem Land, in dem man aufgewachsen ist und lebt, und seiner Geschichte bestehen.

Aber die als selbstverständlich eingeforderte Orientierung auf die nationale Geschichte ist ein Anachronismus, auch wenn man die viel-

fältigen Versuche, der deutschen Geschichte und ihrer Folgen durch die Behauptung europäischer oder universeller Identitäten zu entkommen, als Fluchtversuche erkennen mag. Schon der ständige Bezug auf Kategorien wie Industriegesellschaft, Urbanisierung, Imperialismus, Migration oder Kalter Krieg zeigt, dass die Geschichte dieses Jahrhunderts nicht im Nationalen zu entziffern ist, und das trifft auf Deutschland in zwar spezifischem, aber doch besonders starkem Maße zu.

Das führt zurück zu den beiden die hier vorgelegte Darstellung überspannenden Argumentationsbögen, die auch nahelegen, dass es eine einzige These, auf die sich das deutsche 20. Jahrhundert zusammenfassen ließe, nicht geben kann. Sie würde der Vielfalt, den gegenläufigen Bewegungen, den Unschärfen und vor allem der Kontingenz der hier untersuchten Entwicklungen widersprechen. Aber es gibt einige Leitspuren, die über längere Zeiträume verfolgt werden: Die schon angesprochene Frage nach dem Verhältnis von industrieller Gesellschaft und politischer Ordnung ist eine davon, ebenso die nach dem Aufkommen und Abflauen des deutschen Radikalnationalismus; nach dem Umgang mit der Kultur der Moderne und der Massengesellschaft; nach der Dynamik der Gewalt und des Krieges; nach dem Verhältnis von Eigenem und Fremdem; nach der Konvergenz entwickelter industrieller Gesellschaften. Dabei wird versucht, die verschiedenen Felder der Untersuchung – klassisch: der Politik, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Kultur – miteinander zu integrieren und die Zusammenhänge zwischen diesen Feldern aufzuzeigen. Kultur wird dabei in einem weiten Sinn verstanden, als Reflexion und Verarbeitung gesellschaftlicher Prozesse in der Kunst, der Wissenschaft, der öffentlichen Debatte und in den Lebensweisen.

Die widersprüchliche Vielfalt des 20. Jahrhunderts hat sich übrigens auch bei den Versuchen gezeigt, einen griffigen Titel für dieses Buch zu wählen. Diese Versuche sind allesamt gescheitert, weil sie das 20. Jahrhundert über einen Leisten schlagen müssten. Es gab vielleicht eine Ausnahme: Der Verfasser hätte das Buch im Obertitel gern «Die Jahre, die ihr kennt» genannt, in Anlehnung an ein Buch von Peter Rühmkorf von 1972, in dem er seine Erinnerungen an die sechziger Jahre mit Gedichten und Einfällen aller Art kombinierte. Der Titel ist aber geschützt, zumal das Buch im Jahr 2000 neu aufgelegt worden ist, und zweifellos hätte eine solche Titelübernahme ja auch etwas Ungehöriges. Deswegen heißt das Buch jetzt trocken «Geschichte

Deutschlands im 20. Jahrhundert», und das trifft ja genau, worum es geht. «Die Jahre, die ihr kennt» aber hätte das komplizierte Verhältnis der Deutschen zu ihrem 20. Jahrhundert angesprochen – die Zeitgeschichte, die nie vergeht. Zwar ist der Beginn des Zweiten Weltkriegs in dem Jahr des Erscheinens dieses Buches bereits 75 Jahre her, aber wer in die Zeitungen schaut und in die Fernsehprogramme, der wird keinen Tag erleben, an dem nicht dieser Krieg, die Nachkriegsjahre oder die NS-Herrschaft thematisiert würden. Der Erste Weltkrieg begann vor 100 Jahren, und er füllt im Jubiläumsjahr die Titelseiten der Wochenmagazine und vermutlich mehr als hundert neue Bücher. Und auch die mit der Chiffre «1968» bezeichneten Ereignisse sind weit davon entfernt, als vergangen betrachtet zu werden; noch jede westdeutsche Fehlentwicklung wird zuverlässig mit dem Hinweis darauf erklärt. Selbst wer fast nichts oder jedenfalls wenig Zutreffendes über diese Geschichte weiß, hat doch eine Meinung dazu. Die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert hat es daher mit einer sehr speziellen Art von Zeitgenossenschaft zu tun, die beinahe unabhängig ist vom Lebensalter und auf die Bezug genommen werden muss, und sei es in kritischer Absicht. Dabei geht es nicht darum, sensationsverdächtige Neuigkeiten vorzustellen. Der Vorteil des historischen Blicks liegt eher darin, aufgrund der Distanz und der Vielzahl der Perspektiven neue Zusammenhänge aufzuschließen und längerfristige Prozesse und Veränderungen der Lebensbedingungen, der politischen Mentalitäten oder kulturellen Orientierungen zu entdecken, die für die Zeitgenossen in ihrer Bedeutung oft gar nicht erkennbar waren.

Das Buch ist in fünf Teile gegliedert, mit Einschnitten in den Jahren 1918, 1933, 1945, 1973 und 1990. Die äußere Struktur folgt den politischen Daten, der Argumentationsgang in der Regel nicht. Wie in allen Bänden der Reihe sind in diesen Teilen jeweils Querschnittskapitel eingefügt, die einzelne Jahre oder Zeitabschnitte genauer und jenseits der politischen Abläufe in den Blick nehmen, das trifft hier auf die Jahre 1900, 1926, 1942, 1965 und 1989/90 zu.

Da die Arbeit an dem Manuskript, nach mancherlei Unterbrechungen, viel länger gedauert hat als geplant, war der Autor gezwungen, der Geschichte bzw. der Geschichtsschreibung unentwegt nachzulaufen, weil die eigene Darstellung durch neu erschienene Studien korrigiert, erweitert oder anders akzentuiert werden musste. Das Bonmot von Sisyphus, den man sich als einen glücklichen Menschen vorstellen

müsse, hat gewiss niemand geprägt, der eine zeitgeschichtliche Gesamtdarstellung geschrieben hat. In manchen Punkten modifizierte dabei die Arbeit an einer späteren Zeitphase auch die Darstellung einer früheren. Nie zuvor wurde dem Autor die Bedeutung der Rede vom Konstruktionscharakter der Geschichte so deutlich wie hier. Und doch wurde er durch die Quellen und die aus ihnen sprechenden Zeitgenossen immer wieder darauf geworfen, dass ihre, diese Geschichte wirklich stattgefunden hat und dass das Ethos des Historikers darin besteht, der daraus entstehenden Verantwortung gerecht zu werden.

Kultur der Großstadt

Ende der 1920er Jahre lebte nur noch ein Drittel aller Deutschen in Dörfern und Landgemeinden, aber mehr als ein Viertel in Großstädten von mehr als 100 000 und jeder Fünfte in jenen mit mehr als 500 000 Einwohnern. Städte mit mehr als einer halben Million Einwohnern hatte es 1910 sieben gegeben: Berlin, Hamburg, Köln, München, Leipzig, Dresden, Breslau. 1939 waren es elf, hinzugekommen waren Essen, Frankfurt, Düsseldorf und Dortmund. Durch Eingemeindungen war Berlin 1920 zu einer der größten Städte der Welt geworden – der Fläche nach zur zweitgrößten hinter Los Angeles, nach Einwohnern (4,3 Millionen) zur drittgrößten hinter London und New York – größer als Hamburg, Köln, München und Leipzig zusammen. Gleichwohl nahm Berlin schon wegen des deutschen Länderpartikularismus in Deutschland nicht die gleiche, allein herausragende Stellung ein wie London in Großbritannien oder Paris in Frankreich.

Aber Berlin stand wie schon um die Jahrhundertwende im Mittelpunkt aller Überlegungen, Empfindungen und Programme, die mit Großstadt und Großstadtleben verbunden waren. Das betraf schon die Physiognomie der Stadt mit den riesigen Fabriken der Großbetriebe wie Borsig oder Siemens; mit den Mietskasernen und Wohnquartieren für die Arbeiterschaft; mit dem unaufhörlich wachsenden Verkehr von Pkws und den neuen S- und U-Bahnen; mit den Palästen des Konsums, der Unterhaltung, des Sports; den Zentren von leichter Muse, Laster und Verbrechen. Berlin als Bühne moderner Berufe und sozialer Gruppen wie Journalisten, Wissenschaftler, Intellektuelle, aber auch weib-

licher Angestellter, überhaupt selbstständiger Frauen; als Stadt der Revolution und der Gegenrevolution, der avantgardistischen Künstler, Schriftsteller und Weltverbesserer.

Berlin, so die verbreitete Wahrnehmung, war eine Art von sozialem Großexperiment. Was anderswo verteilt auf lange Jahre sich entwickele – hier geschehe alles auf einmal, so der Publizist Josef Rauscher 1930: «Berlin ist nichts anderes als der vorgeschobene Posten, das modernst ausgestattete Versuchslabor zur Erprobung, ob und wie der deutsche Mensch der letzten zivilisatorischen Entwicklung innerlich gewachsen ist.»²⁵ War schon in Deutschland die Entwicklung vom Agrar- zum Industriestaat besonders schnell vor sich gegangen, so hatte sich Berlin innerhalb einer Generation in eine der modernsten Städte der Welt verwandelt, in der die Kontraste so deutlich, die Widersprüche so offenbar waren, dass aus diesen Zusammenstößen unaufhörlich neue politische Bewegungen, wirtschaftliche Theorien, künstlerische Umbrüche, revolutionäre Pamphlete, technische Weltneuheiten und exaltierte Moden zu entstehen schienen.²⁶

Aber Berlin war nicht nur modern, es *wollte* auch modern sein, das Modernste schlechthin, schon um den tiefen Absturz von 1918 zu kompensieren. So war in Wirklichkeit der Autoverkehr in Berlin weit geringer als in den anderen Metropolen der Welt, wie sich die Individualmotorisierung in Deutschland insgesamt langsamer durchsetzte als in Frankreich, Großbritannien oder gar den USA. Aber «zur Weltstadt, das wußte man von Paris, London und vor allem den amerikanischen Städten wie New York, Chicago, Los Angeles,» formulierte der Architekt Hans Stimmann, «gehörte nun mal Autoverkehr, möglichst in mehreren Ebenen, gehörten die weißhandschuhten Verkehrspolizisten oder moderner noch verkehrsampegelregelte Kreuzungen» – selbst wenn sie eigentlich gar nicht nötig waren.²⁷ Dieses etwas parvenühaftere Bestreben, sich jedenfalls mit den Insignien der amerikanischen Großstadt zu schmücken, hatte Kurt Tucholsky 1926 bissig und treffend beschrieben: «Der Rummel kommt auch einem tiefen Drang des Neudeutschen entgegen, sich so zu fühlen, wie er sich die Amerikaner vorstellt. Er kann leicht darauf verzichten, ein Kerl zu sein – aber in einer Stadt zu wohnen, die eine ›Sitti‹ hat und einen ›Brodweh‹, det hebt Ihnen.»²⁸

Berlin stand für die «Amerikanisierung» – einer der Trendbegriffe der zwanziger Jahre in Deutschland. Er stand für den Sieg der Technik

und für industriewirtschaftliche Dynamik, symbolisiert von Henry Ford, dessen Buch «Mein Leben und mein Werk» in Deutschland in diesen Jahren mehr als 200000-mal verkauft wurde. Es stand für neuartigen Massenkonsum, für Nützlichkeitsdenken und Traditionslosigkeit, für neue Geschlechterrollen, eine erfolgreiche, am Massengeschmack orientierte Unterhaltungsindustrie und flache soziale Hierarchien. «Amerikanismus» wurde als Chiffre für die kulturelle Moderne gebraucht, und damit wurde alles beschrieben, was als unerhört und neu empfunden wurde: «Wenn der Sohn Jazzmusik hört und das Latinum nicht besteht, die Frau einen Bubikopf trägt und erotische Ansprüche stellt, der Chef neue Produktionsmethoden einführt und das Arbeitstempo verschärft – all dies kann als Amerikanismus bewertet werden», hat der Literaturwissenschaftler Bollenbeck treffend formuliert.²⁹

Im Mittelpunkt stand dabei die amerikanische Unterhaltungsindustrie. Die Popularität des Stummfilmstars Charlie Chaplin in Deutschland war außerordentlich, sein Besuch in Berlin 1931 führte zu einem Massenauflauf, wie man ihn bis dahin bei Schauspielern nie gesehen hatte. Das Kino wurde nun zum wichtigsten modernen Freizeitvergnügen. Die Zahl der Kinobesucher vervielfachte sich, und mit Einführung des Tonfilms Ende der 1920er Jahre noch weiter. Auch die Produktionen der deutschen Filmstudios, vor allem der Ufa, gewannen ein Massenpublikum und produzierten «Stars» wie Heinz Rühmann, Heinrich George, Hans Albers, Lil Dagover, Adele Sandrock oder Luis Trenker. Die neue Unterhaltungsmusik, das «Tanzfieber», hatte die Massen ergriffen. Modetänze wie Foxtrott und Charleston fanden begeisterte Anhänger. Jazzbands sprossen aus dem Boden, 1925 sollen es in Deutschland mehr als 30000 gewesen sein: «Tanzmusiker und Orchester verbrannten schämig ihre alten Noten, besorgten sich rote Fräcke, färbten sich die Gesichter schwarz, zogen gelbe Strümpfe und blaue Schuhe an, kauften sich Kindertrompeten, Kuhglocken, Gitarren und Zündplätzchenpistolen und ließen sich frohgemut und heiter als Original-Yazz- oder Shimmy-band zu Hunderten engagieren. Treulichst wurde die Devise befolgt: Keine Destille ohne Yazz-band! Und das Publikum kam zu Tausenden», schrieb ein Musikkritiker schon 1922 leicht amüsiert.³⁰ Berlin etablierte sich als Vergnügungsmetropole. Neben den Tanzlokalen gehörten die Revuetheater mit den bald überall bekannten Revuegirls zu den Hauptattraktionen und fanden allein in Berlin in den

zwanziger Jahren mehr als 10 000 Zuschauer – täglich. Zur gleichen Zeit begann der Siegeszug der Schallplatten und damit des populären Schlagers, meist gefühlgiger Schnulzen, aber auch frecher Gassenhauer wie jener der «Comedian Harmonists», die bald zur berühmtesten Gesangsgruppe Deutschlands aufstiegen. Im Jahre 1929 wurden in Deutschland etwa 30 Millionen Schallplatten verkauft. Solche Produkte der Massenkultur waren zudem in der Regel nicht mehr regional begrenzt, sondern fanden ein nationales Publikum, das sich durch die Verbreitung des Radios seit den späten zwanziger Jahren vervielfachte – von 10 000 im Jahre 1924 auf 4,3 Millionen im Januar 1933.³¹

Die Faszination, die von diesen Wunderwerken der neuen Massenkultur ausging, ist kaum zu bemessen, denn sie besaßen in diesen Jahren ja noch die Aura des Neuen, des Unerhörten und Phantastischen. Dass man nun an jedem Ort des Landes zur gleichen Zeit die gleiche Stimme, das gleiche Musikstück im Radio hören konnte, dass auf der Leinwand leibhaftige Menschen zu singen, zu sprechen und sich zu bewegen schienen, all dies muss den Zeitgenossen wie ein Wunder vorgekommen sein. Zwar gab es von Beginn an auch ebenso viel Kritik an Kino, Schlager und Massenvergnügen, aber gegen die von ihnen ausgelöste Zustimmung, ja den Enthusiasmus kamen kulturpessimistische Mahner nicht an: «Dann sahen wir uns einen Lustfilm mit Pat und Patachon an und lachten uns das Herz frei», hieß es in einem Bericht einer jungen Textilarbeiterin für ihre Gewerkschaft. «Mag sagen wer da will, daß das Kino Kitsch ist, Sorgenbrecher ist es jedenfalls, und ich lache ja so gerne.»³²

Dies alles aber wurde in den Schatten gestellt von der Anziehungskraft des Sports – der selbst betriebenen, spielerischen Körpererertüchtigung ebenso wie der großen Massenereignisse und Zuschauerermagneten. 1930 gab es in Deutschland bereits etwa 6,5 Millionen Mitglieder in Sportvereinen, darunter fast eine Million Frauen. Fußball, Radfahren und Schwimmen standen im Mittelpunkt. Allein der Deutsche Fußballbund zählte 1929 etwa 7000 Vereine und mehr als eine Million Mitglieder. Die Fußballspiele um die Deutsche Meisterschaft zogen Zehntausende von Zuschauern und seit den späten zwanziger Jahren Hunderttausende von Hörern der Radioreportagen an, ebenso wie die großen Sechstagerennen und in zunehmendem Maße die Profiboxkämpfe, vor allem seit der Schwergewichtler Max Schmeling seine ersten Erfolge erzielte und zu einem Idol der Zeit wurde.

Damit verbunden war ein neuer Körperkult: Der junge, sportlich gestählte Körper wurde zum Ideal der Zeit – und zwar bei Männern wie bei Frauen, wie Stefan Zweig enthusiastisch notierte: «Gerade im Schwimmbad konnte man die Verwandlung deutlich gewahren; während in meinen Jugendjahren ein wirklich wohlgewachsener Mann auffiel inmitten der Dickhäuse, Schmerbäuche und eingefallenen Brüste, wetteiferten jetzt miteinander turnerisch gelenkige, von Sonne gebräunte, von Sport gestraffte Gestalten [...]. Die Frauen warfen die Korsetts weg, die ihnen die Brüste eingeengt, sie verzichteten auf Sonnenschirme und Schleier, weil sie Luft und Sonne nicht mehr scheuten, sie kürzten die Röcke, um besser beim Tennis die Beine regen zu können, und zeigten keine Scham mehr, die wohlgewachsenen sichtbar werden zu lassen.»³³

Die allmähliche Erweiterung und Durchsetzung einer modernen Massenkultur im ganzen Land stand in partiellem Widerspruch zu den tradierten Regionalkulturen, wie sie etwa im ostelbischen Preußen, im Rheinland oder in Bayern besonders ausgeprägt waren, aber auch zu den damit zum Teil verbundenen «sozialmoralischen Milieus», wie sie für die sozialistische Arbeiterbewegung und den Katholizismus, wohl auch für das nationale Lager kennzeichnend waren. Diese enge Einbindung in ein Netz aus Organisationen, das durch politisch-weltanschauliche Grundüberzeugungen und gemeinschaftsstiftende Alltagsrituale fest geknüpft war, hatte den Einzelnen nicht nur materielle Hilfe und festen Halt in einer offenbar aus den Fugen geratenen Welt geboten, sondern auch eine einleuchtende Erklärung der stattfindenden Umwälzungen. Dabei waren Solidarität, Gemeinschaftsgefühl und soziale Wärme, welche in den Sozialmilieus entstanden, aber zugleich verbunden mit Kontrolle, Enge und einer Übermacht an Tradition. Das führte insbesondere bei der jungen Generation in den zwanziger Jahren zu Kritik und Erosionserscheinungen, zumal die verlockenden Angebote der modernen Massenkultur hier nun Alternativen boten. Gleichwohl expandierte etwa die sozialdemokratische Vereinsstruktur in den Weimarer Jahren stark, als Arbeiterbewegung wie Katholizismus gegen die allgemeinen, meist nationalistisch dominierten Verbände etwa im Sport eigene Vereinsstrukturen aufbauten, die sich als sehr erfolgreich erwiesen. Diese Einbindung in die engen Bezüge des Milieus wurde nach dem Krieg vor allem als Schutz gegen mannigfache Krisen und Unsicherheiten benötigt, erst recht, als sich das staat-

liche Sozialsystem bei Belastung als zu wenig zuverlässig erwies. Fielen solche sozialen – und auch die politischen – Bedrückungen aber weg, war der Trend zur milieuübergreifenden modernen Massenkultur auch bei Arbeiterjugendlichen und jungen Katholiken offensichtlich und auf längere Sicht wohl auch kaum aufzuhalten.³⁴

Das Neue und Unerhörte beschränkte sich aber nicht auf die Massenkultur. Die künstlerische Avantgarde hatte in den Vorkriegsjahren die Herausforderungen der Moderne durch eine vielfach verschlungene Verbindung neuer, revolutionärer Kunstformen mit einer schroffen Kritik an der neuen städtischen und industriellen Welt beantwortet. Der Widerspruch zwischen dem genialischen Individuum und den Zumutungen der Massengesellschaft hatte sich im Expressionismus niedergeschlagen und gegen technischen Fortschritt und ökonomisches Denken den Primat von Natur, Jugend und Kunst hervorgehoben. Nach dem verheerenden Krieg wurde das schwieriger. Wie auch im politischen Feld wurden in der Kunst nun in kurzer Zeit zahlreiche Kunstformen und Stilarten ausprobiert, bejubelt, verrissen und durch andere ersetzt – ein stetes Suchen nach neuen, angemessenen Antworten auf immer neue Herausforderungen der Gegenwart, welche ja nicht weniger rasch und hektisch aufeinander folgten.

Die Versuche der Verbindung von Revolution und Kunst sind hier zu nennen, etwa im Umfeld der Münchener Räterepublik, und auch manche expressionistisch gesonnenen Dichter dichteten nun auf den Umsturz hin. Verschmitzter und auf ihre Weise radikaler waren die Dadaisten, die schon seit den Kriegsjahren auf die Katastrophen der Gegenwart mit Spott und zynischem Gelächter reagierten und nach den Massenschlachten des Krieges das Postulat der Sinnlosigkeit von Kunst und Form aufstellten. Ihre erste, von George Grosz und den Brüdern Heartfield und Herzfelde herausgegebene Zeitschrift trug den schönen Namen «Jedermann sein eigener Fußball». Sie forderten die unverzügliche Regelung des Geschlechtsverkehrs durch Einführung eines zentralen Dada-Sexbüros, traten in militärischen Uniformen, mit grotesken Masken und auf Eisernen Kreuzen reitend auf und veranstalteten Happenings, etwa den Wettlauf zwischen einer Schreibmaschine und einer Nähmaschine. Zielpunkte ihrer sarkastischen Satiren waren vor allem die Denk- und Lebensweisen von national denkendem Bildungsbürgertum und konservativer Gesellschaft, und darin waren sie sehr erfolgreich. Sie ließen sich aber auch auf die Sphären des All-

tags ein und öffneten die Kunst für die Anschauung des Banalen, vor allem in den Fotomontagen Heartfields.

In einer solchen ebenso unvoreingenommenen wie kritischen Wahrnehmung der Stadt, der Technik, der Massenkultur lag auch die Bedeutung der «Neuen Sachlichkeit», einer Kunstrichtung, die in kühler Ablehnung des pathetischen hohen Tons des Expressionismus eine einfache, schlichte Sicht auf die Wirklichkeit verfocht. Die exakte Beschreibung der Tatsachen, die Akzeptanz der Technik, die Ideologiekritik waren gemeinsame Grundlagen, wengleich sich daraus ein einheitlicher Kunststil nicht entwickelte, wenn man an so unterschiedliche Schriftsteller wie Egon Erwin Kisch, Erik Reger, Hans Fallada, Kurt Tucholsky, Alfred Döblin und Siegfried Kracauer denkt, die unter diesem Rubrum versammelt wurden. Ihnen gemeinsam war weniger ein künstlerisches Programm als ein Habitus der pragmatischen Nüchternheit und die Akzeptanz der Moderne, so wie sie war und wie man sie kritisieren und genießen konnte – allesamt in deutlichem Gegensatz zur Agitationskunst der Linken und zum Heimatstil der Rechten, die sich zur gleichen Zeit breitzumachen begannen. «Sachlichkeit» wurde aber auch zur Parole der jungen Neuen Rechten, die gegen das nationalistische Pathos der Kriegervereine oder Honoratiorenparteien den kalten Blick auf Volk, Rasse und Nation propagierten und etwa den Antisemitismus nicht zur Sache des Gefühls, sondern der Vernunft erklärten.³⁵

Gerade ein Blick auf die Hochkultur zeigt, wie eng die Jahrzehnte vor und nach dem Ersten Weltkrieg zusammengehören. Die Vielzahl der grundstürzenden Veränderungen und Katastrophen von den 1890er bis in die frühen 1930er Jahre in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft bildete ja gerade das Terrain, auf dem die vielfältigen Versuche, Experimente, Auseinandersetzungen in der Kunst und im geistigen Leben um immer neue Entwürfe und Vorschläge entstanden. Das setzte ein enormes, in der jüngeren Vergangenheit einzigartiges Potential an Kreativität und kultureller Gestaltungskraft frei, wobei in kurzer Zeit das gesamte Repertoire an künstlerischen Optionen durchgespielt wurde, die in Auseinandersetzung mit der neuen Zeit möglich schienen.³⁶

Die Kultur der Moderne hatte sich in Deutschland nun etabliert – wengleich vorwiegend in den Städten und nach einem verlorenen Krieg, nach Revolution, Bürgerkrieg und Inflation und in einer zerris-

senen Gesellschaft, die um Orientierung und Perspektive rang. So wurde sie von vielen nicht als Antwort auf die Probleme der Zeit verstanden, sondern als das Problem selbst. Entsprechend rabiät waren die ablehnenden Reaktionen, die sich im Laufe der zwanziger Jahre steigerten.

Politische Kultur der achtziger Jahre

Im Jahre 1984 war es fast unmöglich, den anspielungsreichen Bezügen auf George Orwells Roman mit eben diesem Titel auszuweichen. Zu sehr entsprach das Zeitgefühl der frühen achtziger Jahre den düsteren Vorhersagen dieses Buches, das den totalen Überwachungsstaat prognostizierte. Die Stationierung der amerikanischen Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik, die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und die ökologischen Katastrophen dieser Jahre ließen eine pessimistische Grundstimmung entstehen, die in der Parole der Punkbewegung – «no future» – ihren Ausdruck fand.

Besonders engen Bezug zu Orwells Buch schienen die Bestrebungen der Bundesregierung zu besitzen, in der Bundesrepublik eine Volkszählung abzuhalten. Derartige Zählungen hatte es schon mehrfach gegeben (so 1950, 1956, 1961 und 1970), nun aber bildete sich dagegen eine breite Woge des Protests. Sie war einerseits gewiss Ausdruck des tiefen Misstrauens der Neuen Linken gegen die Bonner Republik und ihr politisches Führungspersonal, insbesondere nach dem Machtan-

tritt der liberalkonservativen Regierung Kohl/Genscher. Sie war aber auch Ausdruck des Unbehagens an jenen sich auch in der Bundesrepublik allmählich durchsetzenden neuen digitalen Datenverarbeitungssystemen, die Befürchtungen vor einem unkontrollierbaren Zugriff des Staates auf die Daten seiner Bürger hervorriefen. Umfragen im Jahre 1987 ergaben, dass nach Kriegsgefahr, Arbeitslosigkeit und Umweltkatastrophen der Missbrauch von Daten von den Bundesbürgern als größte Bedrohung empfunden wurde. Schnell war auch der Bezug zur Volkszählung vom Mai 1939 hergestellt, bei welcher der nationalsozialistische Staat auch die Daten der deutschen Juden erhoben hatte, die ihm dann als Grundlage für deren Deportation und Ermordung dienten. Aber die Erfassung und Ermordung der Juden als Menetekel für eine Volkszählung in der demokratischen Bundesrepublik Deutschland? Die Argumentationsfigur von den nicht bearbeiteten und in der Bundesrepublik weiterwirkenden Folgen des NS-Staates hatte sich auch im politischen Tagesgeschäft längst festgesetzt.⁴⁰

In der Sache erreichten die Proteste einen Teilerfolg. Das Bundesverfassungsgericht erklärte eine Volkszählung zwar im Grundsatz für verfassungskonform, forderte aber eine Neufassung der gesetzlichen Grundlage, und zwar unter der Maßgabe des «Rechts auf informationelle Selbstbestimmung». Das war ein neuer Gedanke, der sich in der Rechtsprechung bald durchzusetzen begann. «Datenschutz» wurde nun rasch zu einer überall verwendeten und weithin akzeptierten Kategorie. Als die Volkszählung dann auf neuer gesetzlicher Grundlage im Jahre 1987 tatsächlich durchgeführt wurde, fanden die Boykottaufrufe nur noch wenig Gehör.

Die sich hier manifestierende pessimistische, von Ängsten und Zukunftszweifeln geprägte Zeitstimmung war zu einem Teil gewiss auch von politischem Kalkül geprägt. Aber sie hatte doch handfeste Grundlagen, und neben den fortdauernden Wirtschaftskrisen trugen besonders die sich immer häufiger wiederholenden Meldungen über Umweltkatastrophen dazu bei. Die großflächige Zerstörung von Küstenregionen nach Tankerunfällen, die drastische Zunahme der Müllmengen in den Industrieländern, die Verunreinigung der Gewässer, die Belastung der Luft durch Schadstoffe, die Schädigung der Wälder waren viel diskutierte Themen der Zeit und mit starken Ängsten behaftet. 1984 waren fast sechzig Prozent der Gesamtbevölkerung und achtzig Prozent der unter Dreißigjährigen mit Abitur mit dem Um-

weltschutz unzufrieden.⁴¹ Zwar existierten Umweltschäden ja nicht erst seit den siebziger Jahren, und auch Tankerunglücke oder Giftgasemissionen hatte es schon mehrfach gegeben. Mit der Ausbreitung des ökologischen Bewusstseins aber war die Aufmerksamkeit für solche Vorfälle stark angestiegen, und während man noch in den sechziger Jahren die meterhohen Schaumkissen an den Staustufen der Flüsse als unvermeidliche Nebenfolgen der Industriegesellschaft hingegenommen hatte, regte sich dagegen nun Empörung und Protest. Vielfach entstand in den frühen achtziger Jahren gar das Empfinden, einer ökologischen Katastrophe entgegenzusehen. Unübersehbar waren manche Berichte und Diskussionen über Umweltschäden auch von Hysterie und Übertreibung gekennzeichnet. Endzeitfilme hatten Konjunktur, welche das Leben nach einer Umwelt- oder atomaren Katastrophe beschrieben. Andererseits waren allen gegenteiligen Berichten zum Trotz die Schadstoffanteile in der Luft seit 1970 geringer geworden (wenngleich nach wie vor zu hoch). Und auch die Prognosen, wonach die Waldbestände durch Abgase von Autos und Kohlekraftwerken bereits so stark in Mitleidenschaft gezogen seien, dass ein Großteil der Wälder in den nächsten Jahren absterben würde, erwiesen sich als stark überzogen; vielmehr nahmen die Waldbestände in den folgenden Jahren sogar zu.⁴²

Aber es war auch nicht einfach, realistisch abzuschätzen, welchen Risiken man durch die Umweltbelastung tatsächlich ausgesetzt war, da es hier oft weder Erfahrungswerte noch eindeutige wissenschaftliche Erkenntnisse gab. Als im indischen Bhopal Anfang Dezember 1984 in einem Werk des US-Chemiekonzerns Union Carbide wegen Schlamperei und mangelnder Sicherheitsvorkehrungen giftige Gase austraten und etwa fünftausend Menschen ums Leben kamen, lag daher die Befürchtung nahe, solches könne sich auch an anderer Stelle jederzeit wiederholen.⁴³

Noch viel stärker galt dies für den Reaktorunfall im Kernkraftwerk Tschernobyl am 26. April 1986 in der Ukraine. Alles, was die Atomkraftgegner in den Jahren zuvor vorausgesagt hatten und was von den Befürwortern stets als unverantwortliche Panikmache abgetan worden war, bestätigte sich hier: Explosion in einem Reaktor, Kernschmelze, GAU, Austritt großer Mengen von Radioaktivität, Verseuchung einer ganzen Region und Transport radioaktiver Stoffe durch Wind auch in weit entfernte Gebiete. Dass davon auch die Bundesrepu-

blik betroffen sein könnte, galt zuvor als undenkbar, und doch trat eben dies in diesen Tagen ein, als schwach radioaktiver «Fallout» aus der Ukraine bis nach Skandinavien und Westeuropa getragen wurde. Die westdeutschen Behörden waren darauf nicht vorbereitet, weder gab es klare Richtlinien noch eindeutige Kompetenzregelungen. Die Presseberichterstattung schwankte zwischen Unterschätzung, Unwissenheit und Übertreibung, die Experten widersprachen einander, und so verbreiteten sich Gerüchte und Spekulationen. Die Zahl der Opfer war unbekannt, Schätzungen gingen von mehr als hunderttausend Toten aus. Tatsächlich erwiesen sich die unmittelbaren Folgen des Unfalls in der Ukraine als nicht gar so drastisch. Die Zahl der unmittelbar infolge des Unglücks Gestorbenen lag, wie man später konstatierte, lediglich bei etwa fünfzig. Die längerfristigen Auswirkungen waren indes schwer abzuschätzen. So wurde ein deutlicher Anstieg der Fälle von Schilddrüsenkrebs bei Kindern festgestellt, bis 1995 wurden etwa 800 Fälle registriert. Eine Region von der Größe des Saarlandes galt als verstrahlt, eine Zone von 4300 Quadratkilometern um das zerstörte Kraftwerk durfte (und darf) nicht mehr betreten werden. Die wirtschaftlichen Folgen der Katastrophe waren kaum berechenbar.⁴⁴

In Westdeutschland waren die Reaktionen auf die Berichte über den Reaktorunfall in Tschernobyl von Unsicherheit und Empörung gekennzeichnet, vor allem aber von Angst, weil man sich einer weder berechenbaren noch spürbaren Gefahr gegenüber sah, vor der man sich nicht schützen konnte. So hatte die Katastrophe weit über die eigene, direkte Betroffenheit hinausreichende Auswirkungen auf das Lebensgefühl und das Risikoempfinden der Westdeutschen. Von manchen Journalisten und Wissenschaftlern wurde Tschernobyl in eine Reihe mit Auschwitz und Nagasaki gestellt. Der Münchner Soziologe Ulrich Beck sah mit Tschernobyl das Ende der bisher bekannten Form der Zivilisation erreicht: «Alles Leid, alle Not, alle Gewalt, die Menschen Menschen zugefügt haben, kannte bisher die Kategorie des «anderen» – Juden, Schwarze, Frauen, Asylanten, Dissidenten, Kommunisten usw. Es gab Zäune, Lager, Stadtteile, Militärblöcke einerseits, andererseits die eigenen vier Wände – reale und symbolische Grenzen, hinter die die scheinbar Nichtbetroffenen sich zurückziehen konnten. Dies alles gibt es weiter und gibt es seit Tschernobyl nicht mehr. Es ist das Ende der «anderen», das Ende all unserer hochgezüchteten Distanzierungsmöglichkeiten, das mit der atomaren Verseuchung erfahrbar geworden

ist. Not lässt sich ausgrenzen, die Gefahren des Atomzeitalters nicht mehr. Darin liegt ihre neuartige kulturelle und politische Kraft. Ihre Gewalt ist die Gewalt der Gefahr, die alle Schutzzonen und Differenzierungen der Moderne aufhebt.»⁴⁵

Tschernobyl galt dem Soziologen Beck als Symbol für das Ende der «ersten», der klassischen Moderne mit ihrem Fortschrittsbewusstsein, der industriellen Massenfertigung, den Klassenkonflikten und den imperialistischen Kriegen. Nun aber, so diese Überlegung, seien die Neben- und Folgewirkungen des Industrialismus einflussreicher als dieser selbst. Ökologische Katastrophen beträfen die nördliche wie die südliche Hemisphäre gleichermaßen, die Globalisierung der Märkte wie der Gefährdungen ließen nationale und ideologische Begrenzungen hinter sich – ein säkularer Einschnitt, der die Gegenwart von der Geschichte der vergangenen zweihundert Jahre abtrenne. Becks Schrift traf auf viel Zustimmung, aber auch auf viel Kritik. Die Möglichkeit der globalen Selbstzerstörung, so wurde eingewandt, sei bereits mit der Erfindung der Atombombe gegeben – die aber sei ein Produkt des technischen Fortschrittsdenkens und der ideologischen Konflikte des 20. Jahrhunderts gewesen, also, in der Beck'schen Terminologie, der ersten, nicht der zweiten Moderne. Aber dass mit Tschernobyl ein Einschnitt in der Geschichte von Wissenschaft und Technik und darüber hinaus der menschlichen Zivilisation verbunden war, wurde doch von vielen gedacht und empfunden.

Die Bundesregierung reagierte auf das Unglück mit der Einrichtung des Bundesumweltministeriums und einer deutlichen Verstärkung ihres umweltpolitischen Engagements. Die weitreichenden Pläne über die Errichtung von Wiederaufbereitungsanlagen und neuen, moderneren, aber auch gefährlicheren Typen von Atomkraftwerken wurden Makulatur. Der etwa sieben Milliarden DM teure «Schnelle Brüter» in Kalkar wurde ebenso wenig in Betrieb genommen wie der in Hamm-Uentrop geplante Hochtemperatur-Reaktor. Und auch das von der bayerischen Landesregierung mit Tausenden von Polizisten gegen Zehntausende von Demonstranten geschützte Projekt einer Wiederaufbereitungsanlage im oberpfälzischen Wackersdorf wurde schließlich aufgegeben – allerdings nicht aufgrund eines Regierungsbeschlusses, sondern durch die Entscheidung des Bauträgers, des Energiekonzerns VEBA. Der sah das Projekt nunmehr als betriebswirtschaftlich nicht mehr lohnend an und brachte damit

das energiewirtschaftliche Gesamtkonzept der Bundesregierung zum Scheitern.⁴⁶

Umweltkatastrophen, Stationierung von Mittelstreckenraketen, Strukturwandel, Datenmissbrauch: Die Beängstigungen und Bedrohungen dieser Jahre waren vielfältiger als diejenigen der sechziger und siebziger Jahre, und vor allem waren sie nicht durch ein einigendes Band politisch-ideologischer Analyse miteinander verbunden, wie das in den beiden Jahrzehnten zuvor etwa mit dem Neomarxismus noch vielfach der Fall gewesen war. So war auch das Protestmilieu der achtziger Jahre bunter und widersprüchlicher als das der Achtundsechziger-Bewegung oder des linksalternativen Milieus der siebziger Jahre. Seine kennzeichnende Ausdrucksform waren die Bürgerinitiativen, die nun überall auf den Plan traten und sich gegen Atomkraftwerke ebenso wie gegen Flurbereinigung, Sanierungspläne oder Straßenbauprojekte richteten. Selbstbestimmung, Basisdemokratie, Ideologiefreiheit bestimmten das Selbstbild – nicht notwendig auch die Praxis. Die Fundamentalpolitisierung, die im Jahrzehnt zuvor auf die Auseinandersetzung zwischen den parteipolitischen Lagern gerichtet war, wurde nun in diesen vielfältigen Initiativen wirksam.

Ohne Zweifel drückte sich in den Bürgerinitiativen ein gestiegener Partizipationsanspruch der Bürger gegenüber Staat und Politik aus, wenngleich nicht zu übersehen ist, dass sich hier oftmals auch nur Partikularinteressen gegen Interessen der Allgemeinheit durchzusetzen versuchten. Aber insgesamt bedeuteten diese Basisbewegungen doch einen erheblichen Zuwachs an demokratischer Legitimation für das politische System der Bundesrepublik, das solche Initiativen rasch und nachhaltig in sich aufnahm, obwohl die Versuche der traditionellen Parteien, sich der Bürgerinitiativ-Bewegung an dem einen oder anderen Ort anzuschließen, meist wenig erfolgreich waren.⁴⁷

Dabei waren die Protestbewegungen von jener eigentümlichen Mischung aus politischer «Fortschrittlichkeit» und Kulturpessimismus gekennzeichnet, die aus der Distanz zuweilen schwer nachzupfinden ist. Hier hing alles mit allem zusammen: Kapitalismus und Naturzerstörung, Imperialismus und Basisdemokratie, Kommunismus und Atomwirtschaft, Gewässerschutz und göttliche Ordnung. Bei den Aktivisten in den «Hüttendörfern» in Gorleben oder im Frankfurter Wald bei den Protesten gegen die «Startbahn West» waren radikaldemokratische Motive ebenso zu erkennen wie gemein-

schaftsbewegte Idylle, linksradikaler Jargon oder Agrarromantik. Auch die Verbindungen zur neuen Szene der postreligiösen «New-Age»-Anhänger waren unübersehbar, die das wachsende Verlangen nach Spiritualität und Transzendenz markierten, während die christlichen Kirchen beständig weiter an Mitgliedern und Einfluss verloren.⁴⁸

Das war die eine Seite des Bürgerprotests. Die andere konnte man bei den geradezu militärisch anmutenden Aufmärschen von Demonstranten und Polizisten an den Bauplätzen der Atomanlagen in Brokdorf, Kalkar, Gorleben und Wackersdorf beobachten oder auch bei den gewalttätigen Auseinandersetzungen um die Erweiterung des Frankfurter Flughafens. Hier wurde die tiefe, ja feindselige Entfremdung zwischen jenem Teil der Jugend, der dem Umfeld der Neuen Linken zuzurechnen war, und dem westdeutschen Staat erkennbar. Diese Entfremdung fand ihren Ausdruck auch im Aufruhr von Jugendlichen etwa in Hamburg und Berlin, die gegen die Sanierung von Altbauvierteln in den Städten protestierten und mit ihren spektakulären Hausbesetzungen zuweilen auch auf Sympathien in der Bevölkerung stießen. An ihren Rändern besaß die linke Protestbewegung dieser Jahre aber auch Berührungspunkte zur dritten Generation der terroristischen RAF. Diese verübte zwischen 1985 und 1991 zahlreiche Anschläge, denen zwei US-Soldaten, die Industriemanager Ernst Zimmermann und Heinz Beckurts sowie dessen Fahrer, der Ministerialdirektor von Braunmühl, der Vorstandssprecher der Deutschen Bank, Alfred Herrhausen, und der Chef der Treuhandanstalt, Detlev Rohwedder, zum Opfer fielen.⁴⁹

Die widersprüchliche, in ihrer Wirksamkeit aber schwer zu überschätzende Gemengelage aus Idealismus und Militanz, Umweltbewusstsein und modernekritischer Emphase, die das Protestmilieu der achtziger Jahre auszeichnete, reagierte auf zahlreiche, zum Teil gegensätzliche Entwicklungen: auf den Zerfall traditioneller sozialkultureller Milieus, auf die forcierte Individualisierung oder die gestiegenen Partizipationsansprüche gegenüber Staat und Verwaltung. Sie war aber ebenso auch eine Reaktion auf die voranschreitende Modernisierung der Städte, die Furcht vor der ökologischen Katastrophe, auf die neue «postfordistische» Arbeitswelt und die Herauslösung eines wachsenden Teils der Migranten aus der Mehrheitsgesellschaft. Bürgerinitiativen und alternative Protestbewegungen waren daher nichts weniger

als kollektiv oder homogen strukturiert. Vielmehr boten sie in ihrer politischen Widersprüchlichkeit und kulturellen Fülle geradezu den geeigneten Experimentierraum für Pluralismus und Individualismus.

Das spiegelte sich vor allem im kulturellen Feld wider, das solche Entwicklungen aufnahm und verstärkte. In der bildenden Kunst wie im Theater oder im Film wurden traditionelle Formen vielfach bunt gemischt, als Zitate neu formatiert und miteinander kombiniert. In der Architektur und im Städtebau war die Kritik an Funktionalismus und Bauhaustradition schon früher laut geworden, nun aber begannen sich neue Konzepte auch in der Praxis durchzusetzen. Die neue Staatsgalerie in Stuttgart oder die neuen Museen in Frankfurt verbanden klassische Stilelemente mit Formelementen des Pop und vielfältigen historischen Anleihen. Gegen den Abriss gewachsener städtischer Strukturen und die Segregierung der Funktionsbereiche Wohnen, Arbeiten, Freizeit wurden Konzepte der Pluralisierung und Vermischung der Nutzungsweisen der Stadt sowie der Einbezug historischer Strukturen und vor allem Wertbeständigkeit propagiert. «Die historische Grundstruktur der Stadt muß als Konstante zur Grundlage der Stadtentwicklung werden», hieß es schon 1978 in einem wegweisenden Statement des West-Berliner Senats. «Beim Aufbau der Stadt sollen die historischen Spuren aufgenommen und die vorhandenen Gebäude erhalten werden.»⁵⁰ So sollten die alten Kerne der Innenstädte fortan nicht mehr abgerissen, sondern restauriert werden. Gründerzeithäuser, in den sechziger Jahren das bevorzugte Objekt städteplanerischen Furors, wurden vom neuen Mittelstand als bevorzugte Wohnstätten wiederentdeckt – und in vielen Fällen entstanden aus den besetzten und so vor dem Abriss geretteten Altbauvierteln der Städte die neuen bürgerlichen Zentren. Was in den USA schon seit zwanzig Jahren oder länger zu beobachten war, entwickelte sich nun auch hier: Verslumte Innenstadtviertel mit heruntergekommenem, aber billigem Wohnraum wurden von Studenten, Ausländern, Dropouts und Künstlern übernommen. Das hier entstehende bunte und kreative Leben zog bald kaufkräftige Schichten an, und binnen weniger Jahre wurde aus dem einst verrufenen Ottensen, Kreuzberg, Lehel oder Ostertorviertel ein bevorzugter Stadtteil mit rasant steigenden Wohnungskosten – bis die Ausländer, die Studenten und Künstler sich an anderer Stelle neu zusammenfanden und der Kreislauf von vorn begann: «Gentrifizierung». Nirgendwo wurde das Zusammenspiel von sozialen Minderheiten, kultureller Avantgarde und Markt so deutlich erkennbar wie hier.

Die Internationale Bauausstellung in Berlin nahm sogar den Protest gegen sich selbst mit in ihr Konzept auf. Hier wurden in Zusammenarbeit mit Selbsthilfegruppen neue Formen der bürgernahen Stadtplanung geplant. Radikale Pluralität trat an die Stelle der Einheit von Form und Funktion. Die sich hier entfaltende Postmoderne mit ihrem spielerischen, collagehaften Umgang mit Traditionen und Funktionen traf nicht nur auf den Widerspruch der konservativen Kulturkritik, die darin vor allem Verfall und Niedergang sah. Sie traf auch auf die Kritik der Linken, die darin den kulturellen Ausdruck der «geistig-moralischen Wende» Helmut Kohls erblicken wollte. Doch beides erwies sich als verfehlt. Die neuen kulturellen Trends, die sich im Verlaufe der achtziger Jahre durchsetzten, zeichneten sich durch nichts weniger als durch politische Funktionalität und Einheitlichkeit aus, sondern eher durch einen Kreislauf von Innovation, Integration, Kommerzialisierung, neuen Ansätzen von Außenseitern, auch deren Integration, erneuter Kommerzialisierung usw.⁵¹

Hier wurde sichtbar, dass die Protestbewegung – anders als in den sechziger Jahren, als die Rebellion der Jungen auf die entschlossene Abwehr der auf konventionelle Moral und Lebensformen orientierten älteren Generationen stieß – solche geschlossenen Abwehrformationen gar nicht mehr vorfand. Sie wurde vielmehr integriert und bald selbst Teil jener politischen und kulturellen Vielfalt der Mehrheitskultur, die bereit schien, jede kritische Haltung, jeden radikalen Gegenentwurf als vitalisierendes Element in sich aufzunehmen. So wurde der kritische Gestus selbst zum Kennzeichen des Mainstreams und der Wunsch nach Distinktion zur beherrschenden Attitüde. In diesem Wandlungsprozess liegt die eigentliche Bedeutung der politischen Kultur der achtziger Jahre, in ihr war gleichermaßen ein Prozess der Angleichung und Vereinnahmung des Dissidenten enthalten wie eine tiefgreifende Pluralisierung der Mehrheitskultur selbst.

Bunter Ausdruck dieser neuen Vielfalt war die Popmusik.⁵² Die Punk-Welle, eine aus den devastierten Industrieregionen Großbritanniens der siebziger Jahre stammende laute, provozierend raue Rockmusik, die einen Kult der Einfachheit, Wildheit und Hässlichkeit propagierte, wurde bald zu einem weltweit kopierten Trend, belebte den Mainstream und wurde dadurch selbst dessen Teil. Die Musik der Schwarzen aus den USA, ursprünglich Ausdruck ihrer Rebellion gegen ihre Diskriminierung, war bereits in den siebziger Jahren mit kommer-

zialisierter Soul-Musik sehr erfolgreich gewesen und brachte nun mit Michael Jackson den ersten schwarzen Weltstar hervor, der die globale Popmusikszene mit einer raffinierten Mischung aus Black Music und Popkommerz für sechs, sieben Jahre beherrschte, wobei Auflehnung und Rebellion nur noch als ästhetisierendes Zitat vorkamen. Sein weibliches Gegenbild war die italoamerikanische Sängerin Madonna, die sich als selbstbewusste Femme fatale inszenierte und in immer wieder neuen Verwandlungen und Identitäten selbstironisch neu erfand – ein Idol des Postfeminismus mit außerordentlichem Einfluss auf das neue Frauenbild in Boston und Berlin ebenso wie in Tokio oder São Paulo. Ähnliches gab es auch im deutschen Nationalformat: Musiker wie Udo Lindenberg oder Nina Hagen, ursprünglich eigensinnige und provokante Phänomene am Rande des Massengeschmacks, wurden nun zu Stars, mit ihnen wurde die deutsche Sprache in der Popmusik schnoddriger, anspielungsreicher – und gebrauchsfähig. Zitate und Selbstironie waren auch die Kennzeichen der kurzlebigen Neuen Deutschen Welle zu Beginn der achtziger Jahre, die Elemente des deutschen Schlagers mit neuer Popmusik mischte und der Kritik am Trivialen ihre Schwere nahm – oft verbunden mit dadaistischen Motiven («Da-Da-Da») oder ironischer Brechung der Orientierung an Wachstum («Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt – wir steigern das Brutto-sozialprodukt!») und Fortschritt («Keine Atempause – Geschichte wird gemacht – Es geht voran!»). Dagegen hatten es die gänzlich unironischen und oft pathetischen Lieder der Protestsänger und Politrockbands zunehmend schwerer, die nur noch auf den Demonstrationen gespielt und bald vergessen wurden.

Auch die Beängstigungen vor den neuen Datenverarbeitungssystemen, die im Volkszählungsboykott noch solche Aufwallungen erregt hatten, wichen nun einer gelasseneren Haltung. Zwar wurden die neuen Speichermedien wie Videokassette und CD, die nun Einzug in die Wohn- und Kinderzimmer hielten, wegen der Überfülle von bunten Bildern und trivialen Inhalten von konservativen wie progressiven Pädagogen zunächst ebenso skeptisch beurteilt wie Spielekonsolen und «Walkman», die sich explosionsartig verbreiteten. Aber solche Einwände stießen beim Publikum auf deutlich abnehmende Resonanz. Im Gegenteil, elektronische Geräte gehörten zu den erfolgreichsten Konsumartikeln der achtziger Jahre, und das galt in besonderer Weise für den «Computer», der zwar einerseits Beängstigungen wegen der damit

vermutlich einhergehenden Rationalisierungswelle in den Büros auslöste, aber zugleich auch Symbol wie Antriebsfaktor eines neuen Optimismus wurde und auch eine neue Technikbegeisterung hervorrief. 1990 gab es in der Bundesrepublik bereits fast vier Millionen Computer, die allerdings nicht miteinander verbunden waren, denn das World Wide Web verbreitete sich erst nach 1995, und in der Bundesrepublik setzte es sich erst seit der Jahrtausendwende durch. Anders als gedacht und befürchtet, funktionierte die Computerisierung in den achtziger Jahren aber weniger als von oben, etwa vom Staat, gesteuerter und überwachter Prozess, sondern als spielerische Aneignung und Umfunktionierung von unten. Zwar wurden nun auch an vielen Schulen Computerkurse eingerichtet, aber in viel höherem Tempo erfolgte die Inbesitznahme der neuen Speichermedien durch die überwiegend jugendlichen Benutzer selbst – zu vergleichen nur mit der Aneignung des Radios in den dreißiger und des Fernsehens in den sechziger Jahren durch die Zuhörer und Zuschauer.⁵³

Während die Welt der Computer seit den späten achtziger Jahren einen enormen, von der Konsum- und Technikkritik bald kaum mehr berührten Aufstieg vollzog, verlor die Rockmusik als einstiges Herzstück der rebellischen Gegenkultur ihre über die Musik hinausweisende Bedeutung und reduzierte sich auf ihre Funktion als Teil der sich immer erneut und weiter differenzierenden und kommerzialisierenden Unterhaltungsbranche. Ausdruck dieser Veränderung wurde der «Videoclip», eine Bebilderung der Pop-Musik und ein Symbol der Unterhaltungskultur der achtziger Jahre. Denn das Musikvideo, das bald zu einer eigenen Formensprache fand, transportierte nicht wie einst der «Beat-Club» jugendliche Rebellion, sondern vor allem die Aufforderung zum Kauf der entsprechenden Langspielplatte oder der CD – auch diese eine Neuerung der achtziger Jahre. In den sechziger Jahren hatte die Werbung Motive und Ästhetik der Revolte adaptiert. Nun übernahm die Rockmusik mit den Videoclips die suggestiven Darstellungsformen der Werbeindustrie, deren Bedeutung in diesen Jahren rasant anstieg und deren stilisierte Ästhetik auch Film und bildende Kunst stark beeinflusste. Die Werbebotschaft war dabei nicht auf den Gebrauchswert des Produkts konzentriert, sondern wurde mit dem Versprechen von Erlebnis und Distinktion gekoppelt. Da sich Alltagsprodukte in ihrem Gebrauchswert nur noch wenig unterschieden, machte die Verpackung den Unterschied aus. Das Design des Produkts, die Ästhetik der Oberfläche, verband das

Image des Produkts mit dem des Käufers. Das Markenzeichen signalisierte diese Verbindung. Eine Kultur der ironisch, aber durchaus lustvoll genossenen Oberflächlichkeit löste wie in einer Trotzreaktion das Jahrzehnt des Engagements, der Konsumkritik und des Protests ab.⁵⁴

Nirgends wurde das deutlicher als in der Mode. Wie in der Werbung und der Popmusik prägten auch in der Mode dieser Jahre «die Lust an der Repräsentation von ›Lifestyles‹, der Wandel von Gegenständen zu Kultobjekten, die bunte Vielfalt des ›anything goes‹» die Trends.⁵⁵ Zwei paradoxe Entwicklungen trafen hier aufeinander: zum einen der Trend zur Individualisierung, zur selbstbestimmten Gestaltung des eigenen Lebenslaufs jenseits von sozialen oder kulturellen Prädispositionen. Zum anderen die gleichzeitig stattfindende soziale Entdifferenzierung in der Mitte der Gesellschaft, die jenseits ihrer oberen fünf und unteren fünfzehn Prozent in Bezug auf Einkommensniveau und Lebensstil einander immer ähnlicher wurde. Umso wichtiger wurden die «feinen Unterschiede», die einerseits Individualität signalisierten, zugleich aber auch die erwünschte Zugehörigkeit zu einem kulturellen Milieu, das indes eher eine vorgestellte als eine wirkliche Gemeinschaft war. Nicht mehr der Platz in der sozialen Hierarchie oder die politische Überzeugung wurde in der Kleidung zum Ausdruck gebracht, sondern die Orientierung an einem Lebensstil, und erstmals wurden nun die Markenzeichen von Firmen wie «Benetton», «Nike» oder «Boss» außen an der Kleidung getragen, um die erwünschte Zugehörigkeit mit dem damit verbundenen Lebensstil nach außen zu transportieren.

Diese vielfältigen Prozesse waren mit der kulturellen Globalisierung oder Universalisierung verbunden, die sich nicht nur in der Tendenz zur Vereinheitlichung der Musikgeschmäcker, der Kleidungsstile oder der Essgewohnheiten zeigte, sondern auch der angestrebten Lebensweisen. Gewiss drückte sich darin in erster Linie die Durchsetzungsmacht der auf den internationalen Märkten dominierenden großen amerikanischen und europäischen Unternehmen aus. Aber solcher Erfolg konnte nicht allein auf Marktmacht und Manipulation beruhen. Es musste bei den Konsumenten auch ein Wunsch, ja eine Sehnsucht nach solchen Produkten bestehen, die deren Besitzer mit dem westlichen Lebensstil zu verbinden versprochen. Dabei wurden westliche Konsumgüter und das damit verbundene Lebensgefühl von den Verbrauchern in aller Welt in je spezifischer Weise regional adaptiert und verwandelt. Zugleich aber transportierten die Dinge auch

eine Tendenz zur weltweiten Annäherung von Lebensstilen und Moralvorstellungen nach dem Vorbild der westlichen Metropolen. Das bezog sich auf die Stilisierung von Konsum als Lebenssinn, aber auch auf die Orientierung an bestimmten Bildern von Schönheit und Jugend, auf Geschlechterrollen, Individualismus und Dynamik.⁵⁶

In welchem Maße die Produkte der sich globalisierenden Konsumindustrie auch die kulturellen Werte des Westens transportierten, ist umstritten. Erkennbar ist aber, dass sich in den gleichen Jahren, in denen die weltweite Protestbewegung an Bedeutung verlor und die westliche Popularkultur sich global ausdehnte, auch eine neue Konzeption von Moral und Sitte, von Richtig und Falsch durchzusetzen begann, die sich in den Metropolen des Westens, vor allem an den Universitäten, herausgebildet hatte und mit den linken Parolen der siebziger Jahre nur noch lose verbunden war. Diese Konventionalisierung universeller Moral bezog sich hier nicht mehr vorrangig auf die tradierte soziale Ungleichheit von Arm und Reich, sondern auf das Diskriminierungsverbot geschlechtlicher, körperlicher, rassischer oder religiöser Normabweichung. Gegen die Forderung nach egalisierender Einebnung der sozialen Differenzen stand hier das Gebot der Akzeptanz pluraler individueller Orientierungen. Dieses Postulat erwies sich als so erfolgreich, dass es von Konservativen in den USA wie später in Westeuropa mit dem Verdikt der «political correctness» belegt wurde, also dem Vorwurf eines neuen Tugendterrors. Während die soziale Ungleichheit in den westlichen Gesellschaften stark zunahm, setzte sich eine Politik der Antidiskriminierung durch, die das Gleichheitsgebot kulturell, nicht sozial interpretierte.⁵⁷

Insgesamt betrachtet, wurde die politische Kultur – der Begriff ist selbst ein Produkt der Kulturalisierung des Politischen in diesen Jahren – in der Bundesrepublik der achtziger Jahre mithin nicht, wie von der Linken nach dem Machtantritt Kohls befürchtet, restriktiver, sondern liberaler, auch selbstbewusster, entspannter und weltoffener; zugleich aber auch oberflächlicher, spielerischer, konsumistischer. Auch die eingangs erwähnte pessimistische Grundstimmung veränderte sich: Hatten zu Silvester 1981 nur 32 Prozent der Bevölkerung mit dem neuen Jahr überwiegend Hoffnungen verbunden, waren es 1985 bereits 61 und 1989 68 Prozent.⁵⁸ Dafür waren neben der deutlich verbesserten wirtschaftlichen Lage vor allem die internationalen Veränderungen nach dem Machtantritt Gorbatschows und die damit

verbundenen Aussichten auf ein Ende des Kalten Krieges verantwortlich. Aber auch die apokalyptischen Zukunftsvisionen der frühen achtziger Jahre waren verschwunden. Weder die Befürchtungen einer Wiederholung von Tschernobyl hatten sich bestätigt noch die des Waldsterbens. Im Sommer 1989 war von «no future» keine Rede mehr. Der Hit des Jahres hieß «Don't worry, be happy».

So wichen auch die seit Mitte der siebziger Jahre wieder angewachsenen Warnungen und Beängstigungen vor den Gefahren der Moderne allmählich einer gelasseneren Haltung. Die moderne Welt wurde nicht nur von oben verordnet, sondern man eignete sie sich von unten selbst neu an. Auch die politischen Polarisierungen flachten sich ab, und die weltanschaulichen Bindungen an die politischen Lager verloren ihre Wirkmächtigkeit. Die vielfältigen Prozesse der Liberalisierung und Pluralisierung der Gesellschaft hatten integrativ gewirkt; am Ende des Jahrzehnts war von radikaler Ablehnung des Staates von links nur mehr wenig zu spüren. Auf der anderen Seite verstanden auch die Konservativen diesen Staat als den eigenen – schon weil die Linke so lange gegen ihn opponiert hatte – und waren dabei selbst mit liberalisiert worden.

Zugleich nahm die Bedeutung nationaler Unterschiede in Westeuropa weiter ab. Das bezog sich auf Konsum, Lebensstile, Struktur und das Aussehen der Städte und der agrarischen Regionen ebenso wie auf die Dominanz des Autoverkehrs, die sozialen Leistungen des Staates, die Veränderung der Geschlechterverhältnisse oder das abendliche Fernsehprogramm. In der Bundesrepublik war damit das hier besonders ausgeprägte Bestreben verbunden, nun endlich so zu sein wie alle anderen: eine normale Gesellschaft, ein normaler Staat mit den üblichen Problemen und Erfolgen – Ausdruck der politischen und kulturellen Selbstanerkennung der Bundesrepublik, die im wirtschaftlichen Bereich schon lange zuvor vollzogen worden war. In diesem Sinne hatte sich die Gegenwart in Westdeutschland in der Tat normalisiert. Nicht aber, wie sich zeigte, die Vergangenheit.